

CHARLES CUMMING
Die London Connection



GOLDMANN

Lesen erleben

Charles Cumming

Die
London Connection

Thriller

Aus dem Englischen von
Eva Bonné

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»A Divided Spy«
bei HarperCollins,
HarperCollinsPublishers, London

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2017

Copyright © der Originalausgabe 2016

by Charles Cumming

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Arcangel/© Stephen Mulcahey; FinePic®, München

Redaktion: Friederike Arnold

AB · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48609-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Julia Wisdom

»Aber wir sind – ich weiß nicht, wie – doppelsinnig,
und so glauben wir nicht, was wir glauben,
und können uns nicht losmachen von dem,
was wir an uns selbst verdammen.«

Michel de Montaigne

»Die Wahrheit kommt nicht immer von
den Wahrheitsliebenden.«

James Salter

LONDON

Alles auf Rot. Alles auf Schwarz.

Jim Martinelli stapelte Jetons im Wert von fünftausend Pfund zu zwei kleinen Säulen vor sich auf und legte die Fingerspitzen daran. Die erste Säule war ein wenig höher, die zweite stand leicht schief. Martinelli starrte vor sich hin. Sein Leben, seine Zukunft waren plötzlich auf die Summe seiner Schulden zusammengeschnurrt, auf zwanzig Plastikchips in einem Londoner Casino. Wenn er den Einsatz verdoppelte, würde er sich Chapman vom Leib halten können. Wenn er verlor, war er geliefert.

Arme reckten sich über den grünen Filztisch, die Hände der Spieler rechts und links von Martinelli platzierten hektisch die Einsätze. Der Geschäftsmann aus Dubai legte jeweils einen Jeton auf die Felder achtzehn bis sechsunddreißig, ein anderer Araber setzte tausend Pfund auf Rot. Der chinesische Tourist links von Martinelli breitete einen Teppich aus blauen Chips im oberen Drittel aus und verteilte Fünfer- und Sechserstapel auf die restlichen Felder. Der Mann hatte heute Abend im großen Stil gewonnen – und verloren. Zum Abschluss setzte er zwanzig Jetons auf die Zehn und entfernte sich vom Tisch. Zwanzigtausend Pfund, bei einer Chance von eins zu fünfunddreißig. Selbst in seinen finstersten Zeiten, in den verrücktesten Momenten der vergangenen zwei Jahre wäre Martinelli nie so leichtsinnig gewesen. Vielleicht war er gar nicht so kaputt, wie er insgeheim fürchtete. Vielleicht hatte er doch noch alles im Griff.

Der Roulettekessel drehte sich. Martinelli zögerte. Irgendetwas stimmte nicht; er hatte kein Gefühl für die Zahlen mehr. Der chinesische Tourist stand jetzt an der Bar, mehrere Meter vom

Tisch entfernt. Martinelli stellte sich vor, wie es wäre, zwanzig Riesen verpulvern zu können, einfach so, aus purer Lust am Nervenkitzel. Zwanzig Riesen entsprachen vier Monatsgehältern in der Reisepassabteilung, mehr als die Hälfte seiner Schulden bei Chapman. Zwei Gewinne in zwei Runden, und er würde genau diese Summe in seinen Händen halten. Er könnte die Jetons einlösen, nach Hause gehen und Chapman anrufen. Er könnte endlich nach und nach seine Schulden begleichen.

Der Croupier räumte auf. Er schob die Jetons in die Mitte der Felder, richtete einzelne Stapel gerade aus. »Nichts geht mehr«, sagte er mit sanfter, fester Stimme und beugte sich über den Kessel.

Die Bank gewinnt immer, dachte Martinelli.

Die Kugel wurde langsamer. Der Chinese stand immer noch an der Bar und kehrte dem Spieltisch den Rücken zu. Auf der Zehn ragten die zwanzig Jetons in die Höhe wie ein Schornstein. Die Kugel kullerte zwischen die Rhomben, hüpfte mit leisem, unschuldigem Klappern von Kammer zu Kammer. Martinelli schloss eine Wette mit sich selbst ab: Rot. Bestimmt Rot. Er schaute auf seine Jetons und wünschte sich, er hätte sie alle gesetzt.

»Siebenundzwanzig, Rot«, sagte der Croupier und zeigte mit dem hölzernen Rechen auf einen niedrigen Jetonstapel in der Mitte des Tableaus. Martinelli verspürte einen Stich. Er hatte seine Chance vertan. Der chinesische Tourist kehrte an den Tisch zurück und schaute zu, wie der Croupier die verlorenen Einsätze einsammelte. Tausende Pfund wurden mit dem Rechen über den grünen Filz gezogen und klapperten dabei wie Plasticschrott. Der Chinese verzog keine Miene, als sein Zehnerstapel verschwand. Nichts deutete darauf hin, dass er einen Verlust erlitten hatte oder Reue spürte. Sein Blick war trüb und unergründlich. Die Augen eines Spielers.

Martinelli stand auf und nickte dem Croupier zu. Er ließ seine Jetons auf dem Tisch liegen und stieg die Treppe zur Herrentoilette hinunter. Aus den Boxen rieselte Abba, das Lied erinnerte Martinelli an früher, an lange Autofahrten mit seinem Vater. Die Tür zu den Toiletten stand offen, auf dem Boden lagen Papiertücher. Martinelli schob sie mit dem Fuß beiseite, stellte sich an ein Waschbecken und betrachtete sein Gesicht im Spiegel.

Er war blass und glänzte vor Schweiß. Im grellen Licht der Neonröhren sahen die dunklen Schatten unter seinen Augen aus wie Blutergüsse. Er trug seit zwei Tagen dasselbe Hemd, auf der Innenseite des Kragens zeichnete sich ein brauner Schmutzschleier ab. Martinelli entblößte die Zähne, um zu überprüfen, ob womöglich den ganzen Abend schon ein Stück Olive oder Erdnuss zwischen seinen Zähnen klemmte. Aber da war zum Glück nichts, nur blassgelbe Flecken auf den Schneidezähnen und ein Hauch von Mundgeruch. Martinelli schob sich ein Kaugummi in den Mund. Er war am Ende.

»Alles in Ordnung, Jim? Wie läuft es heute Abend?«

Martinelli fuhr herum.

»Kyle.«

In einer Wandhalterung neben den Waschbecken steckten Broschüren. Ratgeber für Spieler, Ratgeber für Spielsüchtige. Martinelli hatte nie den Mumm besessen, eine mitzunehmen. Angeblich musste der Spieler selbst aufhören wollen. Er hatte das Gefühl, noch nicht an diesem Punkt angelangt zu sein.

»Was haben wir denn da?«, fragte Chapman, zupfte ein Faltblatt heraus und las in seinem schroffen Londoner Akzent daraus vor. »»Verantwortungsbewusst spielen.««

Er hob den Kopf und lächelte Martinelli an. Sein Blick war leer und bedrohlich. Er blätterte um.

»»Vergessen Sie nie: Glücksspiel dient verantwortungsbewussten Erwachsenen zur Unterhaltung.««

Martinelli spürte, wie sein Magen sich selbst verdaute. Er musste sich an der Wand abstützen.

»Der Umgang mit Glücksspiel ist für die meisten Menschen unproblematisch.« Wir wissen jedoch, Jim, dass das auf eine kleine Minderheit unserer Gäste nicht zutrifft.«

Chapman hob den Kopf und verzog den Mund. Ganz kurz fürchtete Martinelli, er würde ihn anspucken.

»Wenn Sie glauben, Ihr Spielverhalten nicht unter Kontrolle zu haben, bietet diese Broschüre Ihnen wichtige Informationen und erste Anlaufstellen.«

Chapman grinste, ließ das Faltblatt sinken und sah Martinelli in die Augen. »Brauchst du Hilfe, Jim?« Er legte den Kopf schief. »Möchtest du darüber reden?«

»Ich habe fünf Riesen auf dem Tisch. Oben.«

»Fünf? Wirklich?« Chapman schniefte, als wäre seine Nase verstopft. »Wir wissen doch beide, dass es hier um viel mehr geht, nicht wahr? Jim, verarsch mich nicht.«

Chapman trat einen Schritt vor. Er hielt die Broschüre vor sich, als hätte er ein Gesangbuch in der Hand.

»Spielen Sie nur um Summen, deren Verlust Sie verschmerzen können«, las er vor. »Setzen Sie sich ein persönliches Limit. Begrenzen Sie Ihre Zeit am Spieltisch.« Er blickte auf. »Zeit, Jim. Dir rennt die Zeit davon, nicht wahr?«

»Ich sage es Ihnen doch, fünf Riesen. Oben auf dem Tisch. Lassen Sie mich weiterspielen.«

Chapman zuckte die Schultern, trat ans Waschbecken und bewunderte sich im Spiegel. Ohne sich umzudrehen, stieß er mit dem Fuß krachend die Tür zu.

»Ich weiß, dass du ein Problem hast«, sagte er. »Und wenn du deine Schulden nicht bis morgen früh bezahlt hast, kann ich nicht mehr, wie sagt man gleich ... für mein Verhalten garantieren.«

»Ich verstehe.« Martinelli merkte, wie er am ganzen Leib erstarrte. Seine Gedanken rasten ins Leere.

»Ach, tatsächlich?«

»Kann ich bitte mal vorbei?« Martinelli stieß sich von der Wand ab. »Würden Sie die Tür aufmachen? Ich möchte nach oben.«

Chapman schien beeindruckt von so viel Courage. Er lächelte vielsagend, nickte, stieß die Tür auf und bedeutete Martinelli mit einer Geste, er könne gehen.

»Lass dich nicht aufhalten«, sagte er und wich elegant zur Seite wie ein Matador. »Geh rauf und gib dein Bestes, Jim. Viel Glück.«

Martinelli nahm zwei Treppenstufen auf einmal. Er sehnte sich nach dem Spieltisch, wie ein Mann unter Wasser sich danach sehnt, endlich wieder aufzutauchen und tief einzuatmen. Als er sich seinem Platz näherte, ging gerade ein Spiel zu Ende. Das Ploppen und Klappern der Kugel, das gebannte Entzücken der Spieler, die auf den Ausgang der Partie warteten.

»Sechs. Schwarz«, sagte der Croupier.

Martinelli sah, dass der Chinese fünftausend Pfund auf die Felder fünf und sechs verteilt hatte. Ein kleines Vermögen. Der Croupier schob den Dolly auf das Gewinnerfeld und sammelte die verlorenen Jetons ein. Dann zahlte er aus, was er dem Spieler schuldig war: über achtzigtausend Pfund in Form eines Stapels aus zwanzig Jetons. Keiner der beiden Männer verzog eine Miene.

Martinelli wertete es als Zeichen. Er wartete, bis der Tisch abgeräumt war, dann schob er seine Jetons auf Schwarz. Alles oder nichts. Friss oder stirb. Die Bank gewinnt immer. Zur Hölle mit Kyle Chapman.

Jetzt konnte er nur noch abwarten. Der Mann aus Dubai setzte wie gewohnt auf die Felder achtzehn bis sechsunddreißig, der andere Araber ließ sich nicht lumpen und verteilte sechs Splits

auf dem Tisch. Dass der Chinese sich zurückhielt und an die Bar verschwand, beunruhigte Martinelli. Es war ein schlechtes Omen. Vielleicht sollte er seinen Einsatz zurückziehen.

»Nichts geht mehr, meine Herren«, sagte der Croupier. Martinelli konnte nur noch auf das Roulette-Rad starren und beten, wie immer war er hypnotisiert von der Rotation der scheinbar langsamen Radspeichen, während die Kugel einem Schatten gleich in rasender Geschwindigkeit herumflog.

Dann verlangsamte sich die Scheibe. Die Kugel war kurz davor zu fallen. Martinelli wurde schlecht vor Nervosität. Er schaute auf und begegnete Chapmans Blick. Chapman ignorierte die Kugel und den Tisch und hatte nur Augen für den Mann, der ihm dreißigtausend Pfund schuldig war.

Martinellis Aufmerksamkeit wanderte zum Roulette zurück. Alles oder nichts. Sekt oder Selters. Er hörte das Klappern der Kugel, sah sie fallen und im Roulettekessel verschwinden wie bei einem Zaubertrick.

Der Tischchef senkte den Kopf. Er bekam das Ergebnis als Erster zu sehen. Der Croupier beugte sich vor und holte Luft, um die Zahl auszurufen.

Martinelli schloss die Augen und machte sich innerlich auf den Axtschlag gefasst. In solchen Augenblicken wurde ihm immer übel.

Ich hätte alles auf Rot setzen sollen, dachte er. Die Bank verliert nie.

FÜNF WOCHEN SPÄTER

2

Thomas Kell stand im Bahnhof von Bayswater und wartete auf einen nach Westen fahrenden Zug. Er las den *Evening Standard* und behielt gleichzeitig einen Mann im Auge, der drei Meter links von ihm stand und verwaschene Jeans und ein braunes Tweedjackett trug. Kell hatte ihn in der Praed Street entdeckt, eine Reflektion im Schaufenster eines chinesischen Restaurants, und dann noch einmal zwanzig Minuten später beim Verlassen eines Starbucks am Queensway. Durchschnittlich groß, durchschnittliche Figur, Durchschnittsgesicht. In der Bayswater Station hatte Kell seine Oyster Card an das Lesegerät gehalten und aus den Augenwinkeln gesehen, dass der Fremde ihm mit wenigen Schritten Abstand folgte. Als der Mann schnell auf seine ausgetretenen Schuhe hinunterblickte, fragte Kell sich, ob er ein Problem hatte.

Es war kurz nach drei an einem Mittwochnachmittag im Mai. Kell zählte elf Personen, die am Gleis warteten, zwei davon standen unmittelbar hinter ihm. Er erinnerte sich an eine vergessen geglaubte Übung aus dem Selbstverteidigungskurs. Als der Zug donnernd in den Bahnhof einfuhr, schob Kell den rechten Fuß ein Stück vor und verlagerte sein gesamtes Körpergewicht auf das linke Bein. Er rechnete mit einem Stoß in den Rücken.

Doch nichts passierte. Niemand pirschte sich an, kein durchgeknallter Tschetschene nutzte die Gelegenheit, dem russischen Auslandsnachrichtendienst SWR einen Gefallen zu erweisen und Kell auf die Gleise zu schubsen. Stattdessen spuckte der Zug der District Line ein halbes Dutzend Passagiere aus und fuhr ruckelnd wieder an. Kell schaute nach links, der Mann mit

den verwaschenen Jeans war verschwunden. Die beiden Leute, die hinter ihm gewartet hatten, waren eingestiegen. Er erlaubte sich ein Lächeln. Gelegentliche Anfälle von Paranoia waren eine Art Berufskrankheit, eine Sehnsucht nach den alten Zeiten; er war jetzt sechsundvierzig Jahre alt und litt an der verzerrten Wahrnehmung eines Spions, dessen Zeit vorbei war.

Kurz darauf hielt wieder ein Zug. Kell stieg ein, nahm auf einem Klappsitz Platz und schlug die Zeitung auf. Schwangere Royals. Immobilienpreise. Verschwörungstheorien vor der Wahl. Er war einer von vielen Passagieren der Tube und fiel nicht weiter auf. Keiner wusste, wer er war oder was er geleistet hatte. Auf Seite fünf das Foto eines Mitarbeiters einer Hilfsorganisation, der von IS-Schergen ermordet worden war, auf Seite sieben neue Schreckensmeldungen aus der Ukraine. Nach dem Tod seiner Freundin Rachel Wallinger vor zwölf Monaten hatte Kell sich ins Privatleben zurückgezogen, aber dass seine früheren Einsatzgebiete in Gewalt und Kriminalität abglitten, war ihm kein Trost. Er verkniff es sich, alte Kollegen vom Geheimdienst zu kontaktieren. Nur gelegentlich lief er einem von ihnen in die Arme, im Supermarkt oder auf der Straße, und dann musste er sich langatmige Ausführungen über die »unlösbaren Probleme« anhören, die der MI6 in Russland, Syrien, im Jemen und anderswo zu lösen versuchte.

»Wir können bestenfalls auf ein Patt hoffen, auf Schadensbegrenzung«, hatte ihm ein ehemaliger Kollege auf der Weihnachtsfeier gesagt. »Weiß Gott, mit den Despoten hatten wir es leichter. Manchmal wache ich auf und vermisse Mubarak und Gaddafi wie ein englischer Soldat die weißen Klippen von Dover. Zu Saddams Zeiten wussten wir wenigstens, gegen wen wir kämpfen.«

Der Zug fuhr in die Station Notting Hill Gate ein. Derselbe Kollege hatte Kell sein herzliches Beileid wegen Rachel ausgesprochen und hinzugefügt, nach dem Mordanschlag in Istanbul

seien alle »am Boden zerstört« gewesen. Kell hatte schnell das Thema gewechselt. Das Gedenken an Rachel verwaltete er ganz allein; wie andere über die Frau dachten, an die er sein Herz verloren hatte, interessierte ihn nicht. Vielleicht war es naiv gewesen, zu vertrauen und sich Hals über Kopf in jemanden zu verlieben, den er kaum kannte, doch er wachte so eifersüchtig über seine Erinnerungen wie ein verhungertes Tier, das den letzten Futterrest verteidigt. Monatelang war Rachel sein erster Gedanke gewesen, wenn er morgens aufwachte. Sie hatte ihn durch lange, einsame Tage begleitet und war in seinem andernfalls eintönigen, einsamen Leben auf lähmende Weise dauerpräsent gewesen. Er hatte sie beschimpft und bekniet und sich in den Erinnerungen an die kurze gemeinsame Zeit gesuht. Er hatte gehofft, Rachel könnte seine zerrissene Existenz heilen, und ihr Verlust hatte ihm den Schmerz seines Lebens beschert. Doch er hatte überlebt.

»Du hast wohl eine Midlife-Crisis«, hatte seine Exfrau Claire während eines gemeinsamen Mittagessens zu ihm gesagt, weil Kell neuerdings keinen Alkohol mehr trank, drei Mal pro Woche ins Fitnessstudio ging und nach zwanzig Jahren mit einer Schachtel täglich das Rauchen aufgegeben hatte. »Kein Alkohol, keine Kippen, keine Spionage? Demnächst kaufst du ein Porsche Cabriolet und fährst mit deiner zweiundzwanzigjährigen Freundin zum Polo im Windsor Great Park.«

Kell hatte herzlich gelacht und sich insgeheim darüber gewundert, wie schlecht Claire ihn kannte. Von seiner Beziehung mit Rachel und von dem Einsatz, bei dem sie umgekommen war, ahnte Claire natürlich nichts. Es war nur ein weiteres Geheimnis in einer lebenslangen Reihe von Geheimnissen. In ihren Augen würde Kell sich niemals ändern: Er war Geheimagent durch und durch. Mehr als zwanzig Jahre hatte er in der glamourösen, intriganten Welt der Spionage verbracht. Die Ehe war auch deswegen gescheitert, weil er das Spiel mehr geliebt hatte als seine Frau.

»Du bist mit deinen Agenten verheiratet, Tom«, hatte Claire während eines der vielen, immer gleichen Streitgespräche gesagt, die das Ende ihrer Ehe einläuteten. »Amelia Levene steht dir näher als ich! Wenn du dich zwischen mir und dem MI6 entscheiden müsstest, würdest du den Geheimdienst wählen.«

Amelia. Kell hatte ihre Karriere und ihren Ruf gerettet. Vor drei Jahren war sie zur Chefin des Auslandsgeheimdienstes aufgestiegen. Nun neigte sich ihre Amtszeit dem Ende zu. Der Nahe Osten stand in Flammen, Russland erlebte politische und wirtschaftliche Turbulenzen, und Afrika wurde von islamistischem Terror erschüttert. Seit Rachels Beerdigung, auf der sie einander aus dem Weg gegangen waren, hatte Kell nichts mehr von Amelia gehört. Amelia hatte Rachel damals hinter Kells Rücken angeworben und damit ihren Tod besiegelt.

Earl's Court. Kell verließ den Zug und spürte wieder einmal den bitteren Geschmack seines grenzenlosen Grolls in der Kehle. Dieses Gefühl bekam er einfach nicht in den Griff. Das Ende seiner Ehe und seiner Karriere hatte er verwunden; er hatte getrauert und eingesehen, dass seine berufliche Zukunft außerhalb von Vauxhall Cross lag. Aber der Rachedurst quälte ihn weiterhin. Kell wollte wissen, wer in Moskau den Befehl zu Rachels Ermordung gegeben hatte. Er wollte Gerechtigkeit.

Der Zug nach Richmond würde in wenigen Minuten einfahren. Eine Taube segelte tief von der Warwick Road herein, flatterte zum gegenüberliegenden Bahnsteig und ließ sich neben einer Bank nieder. Dahinter wartete ein leerer Zug der District Line. Die Taube hüpfte hinein. Die Türen schlossen sich wie auf Kommando, der Zug rollte an.

Kell wandte sich ab und mischte sich unter die Wartenden, die mit gesenktem Kopf am Gleis standen, SMS tippten, Twitternachrichten lasen oder Angry Birds spielten. Neben ihm stand ein riesiger, bärtiger Mann mit »Baby an Bord« – Button am

Revers. Kell hielt nach seinem alten Bekannten aus Bayswater Ausschau, nach verwaschenen Jeans und braunen Tweedsakos. Die Frau hinter ihm telefonierte auf Polnisch, eine andere mit schwarzem Nikab schimpfte auf Arabisch mit einem Kleinkind. So sahen sie also aus, die internationalen Menschenmassen, die Bewohner des neuen London, die jetzt unter Amelia Levenes Schutz standen. Als Kell sich vor über zwanzig Jahren dem MI6 angeschlossen hatte, war er ein überzeugter Patriot gewesen. Leben zu retten und das Königreich zu verteidigen war ihm, dem jungen Mann mit der großen Abenteuerlust, ebenso nobel wie aufregend erschienen. Heute wimmelte es in London vor Afrikanern und Amerikanern, es gab Franzosen auf der Flucht vor Hollande und Osteuropäer, die zu jung waren, um die Entbehrungen des Kommunismus am eigenen Leib erfahren zu haben. Nur an Kells Gefühl hatte sich nichts geändert. Die Nation hatte sich verwandelt, aber er fühlte sich der Vorstellung, die er von England hatte, immer noch verpflichtet, auch wenn diese zunehmend verschwamm und ihm gelegentlich zu entgleiten drohte. An manchen Tagen sehnte er sich danach, in den Geheimdienst und zu Amelia zurückzukehren, aber das war unmöglich. Er hatte zugelassen, dass das Private die Oberhand über das Politische gewann.

Der Zug fuhr ein. Die Waggonen, so leer wie Kells Tage, rauschten in der Nachmittagssonne vorbei. Kell ließ einer älteren Dame den Vortritt, suchte sich einen Platz, wartete.

3

Zwanzig Minuten später hatte Kell seine Wohnung in der Sinclair Road erreicht. Er war noch keine fünf Minuten zu Hause, als das Telefon klingelte. Auf dem Festnetz rief so gut wie nie je-

mand an, höchstens Claire. Außer ihr kannten nur ein paar Mitarbeiter des MI6 die Nummer.

»Chef?«

Kell erkannte die Stimme sofort. Geboren und aufgewachsen in Elephant and Castle, über zwanzig Jahre Erfahrung als Überwachungstechniker des MI5.

»Harold?«

»Der und kein anderer!«

»Woher hast du meine Nummer?«

»Ich freue mich auch, von dir zu hören.«

»Woher?«, wiederholte Kell.

»Willst du es wirklich wissen?«

Die Frage war berechtigt. Harold Mowbray hätte kein Dutzend Mausklicks gebraucht, um Kells Blutgruppe und Kontostand zu ermitteln. Er war inzwischen in die freie Wirtschaft gewechselt, hatte aber in den vergangenen drei Jahren ein paar Mal für Amelia gearbeitet. Möglicherweise hatte er Kells Nummer von »C« persönlich.

»Also schön. Wie geht es dir?«

»Ganz gut, Chef. Ganz gut.«

»Was macht Arsenal?«

»Vergiss Arsenal. Ich mache gerade Fußballfasten. Wegen der vielen Schönlinge im Mittelfeld.«

Kell tastete nach der nicht vorhandenen Zigarettenschachtel. Er dachte an den letzten Sommer zurück, als er und Mowbray in dem geheimen Büro in Bayswater Zeit totgeschlagen und auf den Maulwurf gewartet hatten. Harold hatte gewusst, dass Kell in Rachel verliebt gewesen war. Er war zur Beerdigung erschienen und hatte Kell sein Beileid ausgesprochen. Kell konnte dem kompetenten und pflichtbewussten Mowbray vertrauen, doch ihre Verbindung war rein beruflich, und Mowbrays uneingeschränkte Loyalität galt seinem jeweiligen Auftraggeber.

»Was ist denn?«, fragte er. »Willst du mir was verkaufen? Deine Dauerkarte für das Highbury?«

»Lebst du hinter dem Mond? Da spielt Arsenal schon seit Jahren nicht mehr. Wir sind 2006 ins Emirates Stadium umgezogen.«

Kell wurde bewusst, dass er gerade zum ersten Mal seit vierundzwanzig Stunden mit einem anderen Menschen redete, sah man von dem kurzen Wortwechsel mit der Kassiererin des Pret A Manger ab. Am Vorabend war er zu Hause geblieben, hatte sich Spaghetti Bolognese gekocht und eine Folge *House of Cards* nach der anderen geschaut. Am Morgen war er zum Sport gegangen, danach hatte er sich eine Ausstellung in der National Portrait Gallery angesehen. Manchmal verstrichen mehrere Tage, ohne dass er ein einziges längeres Gespräch führte.

»Trotzdem«, sagte Mowbray. »Wir müssen reden.«

»Tun wir das nicht gerade?«

»Von Angesicht zu Angesicht. *Mano a mano*. Die Sache ist zu kompliziert, um sie am Telefon zu besprechen.«

Das konnte nur eins bedeuten: Arbeit. Vielleicht gab es nach einer misslungenen Operation etwas aufzuräumen, oder der Geheimdienst wollte Kell aus der Reserve locken – oder Mowbray hatte echte Neuigkeiten. So oder so schien Harold der Festnetzverbindung nicht zu trauen. Möglicherweise hörte jemand mit. London. Paris. Moskau.

»Erinnerst du dich an das Restaurant, bei dem wir nach der Sache mit dem Ami gegessen haben? Vorderasiatische Küche?«

»Welches Restaurant?« Die Sache mit dem Ami, die Jagd auf den Maulwurf, Ryan Kleckner, ein CIA-Offizier, der sich vom russischen Auslandsgeheimdienst SWR hatte kaufen lassen.

»Das mit der hübschen Kellnerin.«

»Ach, *das*.« Kell wollte sich über ihn lustig machen, aber dann merkte er, dass Mowbray sich absichtlich umständlich ausdrück-

te. Nach der Operation gegen Kleckner hatten sie nur ein einziges Mal zusammen gegessen, bei einem Perser in Westbourne Grove. Kell hatte keine Erinnerung an eine hübsche oder überhaupt an eine Kellnerin. Offenbar wollte Mowbray nur sicherstellen, dass sie dort allein waren.

»Schaffst du es zum Abendessen?«, fragte er.

Kell spielte kurz mit dem Gedanken, Mowbray eine Ausrede aufzutischen, aber er fand das Angebot zu verlockend. Hier musste er sich mit den Essensresten von gestern und weiteren Folgen von *House of Cards* begnügen. Ein Essen mit Harold wäre eine echte Abwechslung.

»Acht Uhr?«, schlug er vor.

»Du erkennst mich am Duft meines Rasierwassers.«

4

Kell betrat das Restaurant um Viertel vor acht. Er war ein wenig zu früh, weil er sich einen ruhigen Tisch weiter hinten sichern wollte, mit Blick auf den Eingang. Zu seiner Überraschung saß Mowbray bereits mittendrin, hinter sich einen Pulk spanischer Touristen.

Wegen des offenen Tandoori-Ofens war es im Restaurant sehr warm. Die Kellnerin, die ihm vage bekannt vorkam, lächelte freundlich. Mowbray erhob sich von seinem Platz. Die iranische Musik war anscheinend absichtlich laut aufgedreht, damit sich die Gäste ungestört unterhalten konnten.

»Harold. Wie geht es dir?«

»*Salam*, Chef.«

»*Salam, khoobi*«, entgegnete Kell. Er setzte sich mit dem Rücken zum Ofen, der brannte wie die Sommersonne.

»Du sprichst Farsi?« Harold schüttelte ihm die Hand.

»Ich wollte nur angeben«, sagte Kell. »Es reicht gerade mal für eine Bestellung im Restaurant.«

»Speisekartenfarsi«, sagte Mowbray und lachte über seinen eigenen Witz. »Iraner werden nur ungern mit Arabern verwechselt.«

»In der Tat.«

Mowbray erholte sich wohl gerade von einem schlimmen Sonnenbrand. Seine Stirn war knallrot, von Lippen und Nase lösten sich trockene Hautfetzen.

»Warst du im Urlaub?«, fragte Kell.

»Lustig. Warum fragst du?«, sagte Mowbray und faltete lächelnd seine Serviette auf. »Ich war in Ägypten, mit meiner Frau.«

»Was ist daran lustig?«

»Wirst du gleich erfahren. Wollen wir bestellen?«

Kell fragte sich, warum Mowbray sich so zierte. Er klappte die Speisekarte auf, die Kellnerin ging am Tisch vorbei. Mowbray hob den Kopf, fing Kells Blick auf und zwinkerte ihm zu.

»Also«, sagte er, wie um Anlauf für einen neuen Witz zu nehmen. »Es gibt Lammhackspieß mit Fladenbrot, zwei Lammhackspieße mit Fladenbrot, einen Spieß mit mariniertem Lammfleisch und Fladenbrot, zwei Spieße mit mariniertem Lammfleisch und Fladenbrot, einen Lammhackspieß und einen Spieß mit mariniertem Lammfleisch und Fladenbrot ...«

»Schon verstanden«, sagte Kell und klappte lächelnd die Speisekarte zu. »Bestell du für mich. Ich muss mal kurz.«

Vor der Herrentoilette roch es intensiv nach Hasch. Kell blieb stehen, betrachtete die türkisblauen Kacheln, mit denen die Treppe verkleidet war, und atmete den Rauch ein. Am liebsten hätte er sich auf die Suche nach demjenigen gemacht, der hier in irgendeinem Hinterzimmer kiffte, und um einen Zug gebeten. Er betrat die Herrentoilette, wusch sich die Hände, musterte sein Gesicht im Spiegel und fragte sich, warum Mowbray ihm plötz-

lich mit irgendwelchen Anekdoten aus Ägypten kam. Worum ging es hier wirklich? Den IS? Die Muslimbruderschaft? Vielleicht hatte ein früherer MI6-Mitarbeiter Mowbray als Lockvogel eingesetzt, um ihn im Namen eines privaten Auftraggebers anzuwerben. In den vergangenen zwölf Monaten hatte Kell fünf oder sechs derartige Angebote erhalten und abgelehnt. Er interessierte sich nicht für private Sicherheitsfirmen, genauso wenig hatte er Lust, im Vorstand von Barclays oder BP den Jasager zu spielen. Falls der Job jedoch etwas mit Russland zu tun hatte und sich eine Möglichkeit bot, Rachels Mörder auf die Spur zu kommen, würde er ihn in Erwägung ziehen.

»Ich vergaß«, sagte Mowbray, als Kell wieder Platz genommen hatte. »Die schenken hier keinen Alkohol aus.«

»Macht nichts. Ich trinke ohnehin nicht mehr.«

»Ach Quatsch!«

»Trocken seit sieben Monaten.«

»Warum solltest du dir so etwas antun?«

»Erzähl mir mehr von Ägypten.«

Mowbray beugte sich vor und schob die Hand in seine Hosentasche. Wahrscheinlich wollte er ihm ein Foto zeigen oder ihm einen USB-Stick geben, doch er nahm die Hand nicht wieder heraus. Wenn Mowbray nicht ein so versierter Techniker gewesen wäre, hätte man meinen können, er schneide die Unterhaltung heimlich mit.

»Hurghada.«

»Was ist damit?«

»Ein Kaff an der ägyptischen Ostküste. Auf dem Festland, am Roten Meer, gegenüber vom Sinai.«

»Ich weiß, wo Hurghada liegt, Harold.«

»In den letzten drei Jahren sind Karen und ich regelmäßig da hingereist, um die Wintersonne zu genießen. Easyjet fliegt den Ort dreimal pro Woche an. Wir lassen uns abholen. Die Fahrt zur

Soma-Bucht dauert etwa eine Stunde. Vier Hotels und ein Golfplatz am Arsch der Welt. Das Süßwasser wird aus dem Nil gepumpt und die Pools damit gefüllt, die Rasenflächen sind grün. Die Erwachsenen können im Korallenriff schnorcheln oder einen Tauchkurs machen, für die Kinder gibt es Kamelreiten am Strand. Obwohl die Geschäfte derzeit alles andere als gut laufen.«

Die Vorspeisen wurden gebracht. Mowbray hatte pürierte Auberginen mit Knoblauch und Fetakäse mit Estragon und frischer Minze bestellt. Die Kellnerin setzte Kell eine Schüssel Hummus und einen Brotkorb vor.

»Da hast du dein Fladenbrot«, sagte er und wartete darauf, dass Mowbray weitersprach.

»Jedenfalls steigen wir immer im selben Hotel ab. Deutsche Besitzer, deutsche Sauberkeit, nur deutsche Gäste. Amerikaner oder Franzosen habe ich da nie gesehen. Gelegentlich mal einen Briten, aber meistens nur deutsche Rentner und russische Oligarchen mit gefärbten Haaren und dritter Ehefrau, die erst nach Gorbatschows Amtszeit geboren wurde. Kannst du dir ein Bild machen?«

»Und wie«, sagte Kell und biss in ein Stück Brot.

»So weit, so gut, aber jetzt kommt's, warum ich dich treffen wollte. Uns ist etwas sehr Seltsames passiert. Ich kann es immer noch nicht glauben.«

Mowbray sah aus, als sei er ehrlich verwundert. Ein Ausdruck von belustigter Fassungslosigkeit lag auf seinem Gesicht.

»Die bieten ein tolles Frühstücksbüfett an«, sagte er und nickte langsam, als erwarte er, dass Kell den Satz zu Ende sprach. »Jeden Morgen ...«

»Ein Durchbruch in der Geschichte der Hotellerie«, antwortete Kell. »Da muss ich hin.«

Mowbray starrte einen Punkt irgendwo neben Kells linkem Ohr an.

»An unserem vorletzten Tag kommt ein Pärchen herein. Zwei Männer, was in dem Hotel nichts Ungewöhnliches ist. Die haben kein Problem mit Schwulen, es gibt dort jede Menge, obwohl Ägypten ein muslimisches Land ist.« Mowbray nippte an seinem Wasser, wie um sich zu beruhigen. »Karen schaut zu denen rüber und macht so ein komisches Geräusch.« Er überlegte. »Nein, nicht komisch, sie hat nichts gegen Schwule. Es hörte sich eher verschwörerisch an, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Klar«, sagte Kell.

»Beide Männer tragen ein weißes Hemd und eine weiße Hose. Auch das erscheint mir sehr deutsch. Neunzig Prozent der Gäste dort sehen aus wie Tennisspieler oder Sektenmitglieder. Ihre Kleidung ist strahlend weiß, als würden sie Werbung für ein Waschmittel machen, das selbst bei niedrigen Temperaturen seine volle Wirkung entfaltet.« Kell verkniiff sich die Aufforderung, Mowbray solle auf den Punkt kommen. Er wusste, wie Harold tickte. »Außerdem sind sie nicht im gleichen Alter«, fuhr er fort, »der eine ist fünfzehn oder zwanzig Jahre älter als der andere. Er setzt sich mit dem Gesicht zu mir. Deutscher Geldadel, keine Frage. Schwarzes Brillengestell, sonnengebräunte Haut, und zum Frühstück isst er Obstsalat. Das Gesicht seines Freundes kann ich nicht sehen, aber er wirkt jünger und fitter. Höchstens Ende dreißig. Der Ältere gibt sich tuntig, ein bisschen weibisch, aber der Jüngere sieht aus wie ein Hetero. Fast wie ein Macho. Irgendwas an seiner Erscheinung macht mich stutzig, aber ich weiß nicht, was.«

Kell hatte die Gabel hingelegt. Seine Fingerspitzen kribbelten vor Erwartung, er wusste, was Mowbray ihm erzählen würde. Dann wiederum schien es so unmöglich, dass er den Gedanken sofort wieder verwarf.

»Jedenfalls hatte Karen ihren Saft ausgetrunken und wollte

sich einen zweiten holen. Sie hatte sich den Fuß an einer Koralle geschnitten, deswegen bot ich mich an. Zu dem Büfett gehört auch eine Eierküche. Ich habe ein Omelett beim Frühstückskoch bestellt. Dann habe ich noch einen Saft für Karen und einen Joghurt für mich geholt, und als ich zu unserem Tisch zurück bin, habe ich sein Gesicht gesehen und ihn erkannt.«

»Wer war es?«, fragte Kell.

»Es war Alexander Minasian.«

5

Ungläubig starrte Kell Mowbray an.

»Verarsch mich nicht«, sagte er. Diese Zufallsbegegnung war so aberwitzig, dass Kell sie nur für einen Scherz halten konnte.

»So wahr ich hier vor dir sitze«, sagte Mowbray. »Es war Minasian, zu hundert Prozent.«

Alexander Minasian war Offizier beim russischen SWR. Er hatte Ryan Kleckner angeworben und geführt, einen hochrangigen CIA-Agenten und Maulwurf, der im Nahen Osten stationiert gewesen war und Moskau zwei Jahre lang mit westlichen Geheiminformationen versorgt hatte. Amelia Levene hatte Kell damit beauftragt, Kleckner zu enttarnen. Kell hatte den Mann in Odessa geschnappt und an die CIA übergeben. Wahrscheinlich hatte Moskau Rachels Ermordung angeordnet, um den Verlust von Kleckner zu rächen. Kell machte Minasian persönlich dafür verantwortlich. Er wünschte sich Minasians Kopf auf einem Silbertablett.

»Minasian ist verheiratet«, sagte Kell leise. Er spürte die starke Ofenhitze an seinem Rücken. »Wenigstens haben wir das immer geglaubt. Niemand hat je daran gedacht, er könnte schwul sein. Das passt nicht zum SWR. Die würden so etwas nicht tolerieren.

In Putins Russland haben die Homosexuellen nichts zu lachen. Was dir wahrscheinlich bekannt ist.«

Mowbrays Reaktion – er schüttelte langsam den Kopf und schürzte die Lippen, an denen winzige Essensreste klebten – stellte klar, dass er sich absolut sicher war. Er nahm sein Wasserglas und drehte es in der Hand. Anscheinend wartete er auf eine Bestätigung, auf Anerkennung. Allerdings waren Kells Erkenntnisse über Minasian so lückenhaft wie die Akte des Russen beim MI6. Keiner wusste, woher er stammte, wo er momentan stationiert oder wie er an Kleckner herangekommen war.

»Minasian ist mit der Tochter eines Sankt Petersburger Oligarchen verheiratet. Andrej Eremenko ist selbst in Moskau eine große Nummer. Mit guten Verbindungen in den Kreml.« Kell hatte unzählige Überstunden gemacht und in Eremenkos Geschäftsakten nach Hinweisen auf Minasian gesucht, um dessen Aufenthaltsort und mehr über seinen Charakter zu erfahren. »Wenn er mitbekommt, dass sein Schwiegersohn schwul ist ...«

»Wird er nicht gerade erfreut sein.« Mowbray stellte das Glas hin. »Und Mrs Minasian auch nicht. Ehefrauen können ja so empfindlich sein.«

»Vielleicht ahnt sie es längst«, sagte Kell. Seiner Erfahrung nach wussten die Ehefrauen meistens viel mehr über die Ausschweifungen ihrer Männer, als sie zugeben wollten. Viele entschieden sich für ein Leben mit der Lüge. Sollte er doch herumstreunen und seinem geschmacklosen Hobby nachgehen. Nur an die große Glocke hängen sollte er es nicht. Hauptsache, die Fassade stimmte.

»Das habe ich mich auch gefragt.«

Kell schwieg und analysierte, was er eben gehört hatte. Dass der russische Auslandsgeheimdienst einen schwulen Offizier beschäftigte, verheiratet oder nicht, erschien undenkbar. Der MI6 hatte erst vor zehn oder fünfzehn Jahre begonnen, Mitarbeiter

einzustellen, die sich offen zu ihrer Homosexualität bekannten; Russland war im Vergleich dazu eher rückständig. Wenn Minasians Geheimnis ans Licht käme, wäre seine Karriere schlagartig beendet.

»Mit wem hast du darüber gesprochen?«

Kell fürchtete sich vor der naheliegenden Antwort. Wenn »C« Bescheid wusste, wären seine Möglichkeiten von vornherein eingeschränkt. Schon griffen die Zahnräder seiner Vorstellungskraft ineinander und nahmen Minasians Schwäche rücksichtslos ins Visier. Dass sein Feind ein Geheimnis von solcher Tragweite hütete, machte ihn angreifbarer, als Kell jemals zu träumen gewagt hatte. Aber wenn Amelia davon erfuhr, würde sie Kell zurückpfeifen und sich auf seine persönlichen Verstrickungen und sein getrübtetes Urteilsvermögen berufen.

»Ich habe keiner Menschenseele davon erzählt«, sagte Mowbray, doch als er sich die Mundwinkel mit der Serviette abtupfte, verrutschte sein Blick. Kell studierte Mowbrays Mimik eindringlich, konnte aber nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er log. Ein winziges Stück Haut schien sich jeden Moment von Mowbrays Nase zu lösen.

»Nicht einmal Karen?«, hakte Kell nach. Vertrauliches Bettgeflüster war für altgediente Spione oft ein Risiko; je älter man wurde, desto schwerer fiel es einem, Geheimnisse für sich zu behalten.

»Wir reden nicht über die Arbeit«, sagte Mowbray hastig. »Nie. Darauf haben wir uns gleich am ersten Tag geeinigt. Zum letzten Mal gefragt hat sie 1991 oder 1992, als in London die IRA-Terroristen verhaftet wurden. Sie hat John Simpson in den Neun-Uhr-Nachrichten gesehen und gefragt: ›Hast du was damit zu tun?‹ Ich habe ihr gesagt, sie soll sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.«

»Aber sie hat Minasian gesehen?«

»Oh ja. Oft.«

»Was soll das heißen? Hat sie ihn kennengelernt?«

»Nein. Niemand hat ihn kennengelernt. Aber wir haben im selben Hotel gewohnt und das Drama aus nächster Nähe miterlebt.«

Mowbrays Augen funkelten. Das Allerbeste hatte er noch gar nicht erzählt.

»Es gab Ärger im Paradies«, erklärte er und grinste schadenfroh. »Unser Mann aus Moskau hat sich nicht besonders gut mit seinem Freund verstanden. Die haben sich ständig gestritten. Und diskutiert.«

»In aller Öffentlichkeit?« Langsam musste Kell sich fragen, ob Harold das Opfer einer Inszenierung geworden war. Vielleicht hatte Minasian im Zuge einer verdeckten Operation den launischen Liebhaber gespielt. Oder vielleicht war die Beziehung Mowbray zuliebe erfunden worden, oder Mowbray arbeitet jetzt selbst für den SWR.

»Nicht unbedingt.« Mowbray beugte sich noch weiter vor. Er grinste breit. »Aber ich habe es mir nicht nehmen lassen, die zwei bei jeder Gelegenheit zu beobachten. Ich habe sie sogar an der Bar belauscht und das eine oder andere Foto geschossen.«

»Du meine Güte.« Vor seinem geistigen Auge sah Kell Mowbray mit Zoomobjektiv und Mikrofonalgeln durch eine sonnige Ferienanlage stolpern. »Könnte ich die Fotos mal sehen?«

Mowbray hatte Zeit geschunden, er ließ sich bitten. Er legte Messer und Gabel auf den Teller, schmunzelte Kell selbstgefällig an, griff in die Gesäßtasche seiner Hose und zog ein halbes Dutzend Farbfotos im Postkartenformat heraus. Vier davon fielen zu Boden.

»Mist«, murmelte er. Kell hatte den Eindruck, einem Zauberer beim Üben zuzuschauen. »Bitte sehr.«

Kell nahm die Bilder entgegen und wurde plötzlich ganz auf-

geregt. Er schaute sich um. Einen Meter hinter ihm stand ein Koch in einer fleckigen, karierten Hose und drückte Teigkugeln in eine Backform. Kell saß in einer heißen Wolke und sehnte sich nach einem Drink.

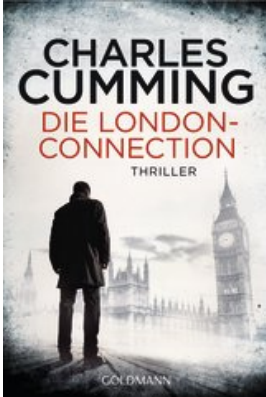
Das erste Foto zeigte Minasian. Er stand im grellen Sonnenlicht am Pool, trug eine Ray-Ban-Sonnenbrille und eine marineblaue Badehose. Das also war der Mann, der Rachel hatte ermorden lassen. Kell spürte den Hass in sich aufsteigen. Im linken Bildvordergrund war eine unscharfe Frauenschulter zu sehen, vermutlich die von Karen. Mowbray hatte zur Tarnung auch sie fotografiert.

Die nächsten drei Bilder waren mit langer Brennweite und aus der Vogelperspektive aufgenommen worden und zeigten Minasian und seinen Lover in einem Garten. Mowbray bestätigte, dass er zufällig auf dem Balkon gesessen und einen Streit der beiden Männer belauscht hatte. Auf dem ersten Foto umarmten sie einander. Minasians Oberkörper war nackt, der ältere Mann trug ein blassrosa Polohemd mit kurzen Ärmeln, weiße Shorts und Segelschuhe. Er war braun gebrannt, von oben war eine lichte Stelle in seinem schlohweißen Haar zu erkennen. Auf dem zweiten Foto wirkte er sehr aufgebracht, er schien zu weinen, während Minasian sich zurücklehnte, als wolle er mit der ganzen Sache nichts zu tun haben. Auf dem dritten Bild – Kell bezweifelte, dass er die Fotos in der richtigen Reihenfolge betrachtete – hatte Minasian wütend den rechten Arm erhoben, wodurch der ältere Mann sich offensichtlich bedroht fühlte. Er hob abwehrend die Hände und wandte sich ab. Fürchtete er, geschlagen zu werden? In der nächsten Szene, aufgenommen mit veränderter Brennweite und aus einem anderen Winkel, kniete der ältere Mann in einem anderen Teil des Gartens auf dem Boden. Er hatte sich die Hände vors Gesicht geschlagen.

»Was war da los?«, fragte Kell.

»Sie haben sich angeschrien wie zwei Teenager.« Die Kellnerin

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Charles Cumming

Die London Connection

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 352 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48609-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2017

Thomas Kell hat mit seiner Arbeit als Agent des MI6 abgeschlossen. Nachdem er sein halbes Leben dem britischen Geheimdienst gewidmet hat, ist ihm nichts geblieben, außer Trauer über die Ermordung seiner großen Liebe und maßloser Hass auf den Kreml. Da erhält Kell die Chance, sich an jenem russischen Topspion zu rächen, den er für den Tod seiner Freundin verantwortlich macht. Beharrlich arbeitet Kell an der Falle für sein Opfer. Doch in dem komplexen Katz-und-Maus-Spiel ist bald nicht mehr klar, wer wen manipuliert. Als Kell Informationen erhält, wonach ein terroristischer Anschlag in Großbritannien bevorsteht, muss er sich entscheiden – zwischen persönlicher Rache und Loyalität zum MI6.

 [Der Titel im Katalog](#)